



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Prunk. Am ersten Sonntag eines jeden Monats findet ein Umgang von der Kirche durch den Ort und wieder zurück statt; wemns hoch kommt, ein schlechtes hölzernes Kreuz an der Spitze, dann eine Schaar von mehreren hundert Männern und Buben, paarweise geordnet, hierauf das Weibsvolk in derselben Ordnung. Von fern kündigt sich der Zug durch ein helles Geschnurr und Geschnarr an, wie es die „Raatschen“ vom Thurm herab in der Charwoche machen, wenn die Glocken nach Rom gegangen sind; in der Nähe kann man aus dem Stimmengewirr manchmal ein etwas lauterer „Gebenedeit“ oder „Bitt' für uns“ herausfischen. Nie hängt ein Rosenkranz an der Hand der wenigen Herrn und Damen, die als leuchtende Exempel mitwandeln; Offiziere marschiren auch neben ihren Soldaten ohne Muskete und Patrontasche. Bitter ernst ist es den Lahmen und Blinden mit der Sache, und den tief gebückten dürftig gekleideten Greisen, die zu matt scheinen, um noch bis an den Rand ihres Grabes zu hinken. Wälsche Figuren sind auch in den Zug verstreut, rechte Kennzeichen des Etschlandes; darunter hier und da ein zerlumptes Kerlchen, das mit dem pechschwarzen Haar und der braun geheizten Haut von der blonden Menge beinahe wie ein Mohr absticht; der Mtene nach ein kleiner Fra Diavolo, halb Diebsgelüste, halb Gott im Herzen.

Tritt man vor das Passerirer, das Bintschgauer Thor oder auf die Bozener Straße hinaus, so glänzt die Flur von Bildern der Frömmigkeit. Wo sich nur zwei Wege kreuzen, hängt ein leidlich bemalter Christus oder eine ganze heilige Familie. Diese Wegweiser zum Himmel sehen immer wie neu aus; in so gutem Stande scheinen sie erhalten zu werden. Concordat oder nicht; hier kann eine echte Christenseele sich unmöglich verirren. Lernt man erst die Bauern etwas näher kennen, gegen die der ärmste Meraner ein Weltkind ist, so wird Einem das Gejammer der Geistlichen über die schlimmen Zeiten unbegreiflich. Ihre weltliche Herrschaft wird ja lange noch ihre tiefen und festen Wurzeln im Volke haben, wenn vom Concordat kein Fexen mehr am andern hängt.

Jakob Gilben.

Literatur.

Jahrbuch der deutschen Dantegesellschaft B. 1. 1867.

Neben der deutschen Shakespeare-Gesellschaft ist auch eine deutsche Dante-Gesellschaft entstanden, die in dem ersten Bande ihres Jahrbuches einen vollwichtigen Beweis ihres Daseins gibt. Wie unser deutsches geistiges Leben einmal angelegt

ist, wird man diese neue freie Einung in jeder Art natürlich und gerechtfertigt finden. Denn es ist nicht unsere Schwäche, sondern unsere Stärke, daß wir neben Shakespeare auch Dante zu den unsern zählen. Dante wird, das ist leicht zu sehen, sich niemals eine Popularität wie Shakespeare erringen, und es würde eine seltsame und bedenkliche Verschrobenheit des deutschen Sinnes und des deutschen Lebens bedeuten, wenn es ihm dennoch gelingen sollte, in dieser Hinsicht mit jenem zu rivalisiren, obwohl es uns noch immer nicht so gefährlich dünken möchte, als wenn etwa Calderon einen erfolgreichen Wettstreit mit dem protestantischen Dramatiker beginnen dürfte. Dante kann uns in keinem Falle in dem Fortschritt nach dem nächsten Ziele unserer nationalen Bildung aufhalten oder irre machen: der poetische Repräsentant des Geistes Philipps II. und Tridentinums ist in allen und jeden Dingen vom größten bis zum kleinsten für uns dasselbe, was Opium den Nerven. Der Geist des Mittelalters dagegen in seiner wahren Quintessenz, wie sie Dante gibt, kann uns weder animiren noch beschädigen. Es ist eine fremdartige und doch wieder verwandte Welt, mit der wir freundlich verkehren können, weil sie gar keinen Anspruch darauf erhebt, außerhalb ihres Kreises zu existiren.

Auch sonst ist nicht zu fürchten, daß eine etwaige Uebersetzung Dantes Schaden bringen könne. Bei der uns eigenen Tiefgründigkeit und Schwerbeweglichkeit mögen wir uns freilich kaum vor einer solchen bewahren. Man weiß ja, wie es uns zu gehen pflegt, wenn wir uns auf irgend einen Gegenstand aus dem Bereiche der idealen Interessen, möge er einen Namen haben, welchen er wolle, capriciren. Wir sind dann im wahren Wortsinne recht eigentlich darauf veressen und die Besessenheit, die aus der Veressenheit nothwendig folgt, kann dann weder nach rechts noch nach links etwas anderes sehen, als was ihr für das ein und alles gilt. Doch bei Dante ist schon durch äußere Hindernisse dafür gesorgt, daß sich aus einer solchen Befangenheit nicht eine wirkliche Manie erzeugt. Form und Inhalt setzen doch, um nur irgend wirken zu können, einen zu exclusiven und zu mühseligen Apparat von Kenntnissen und Studien voraus, als daß sich die Masse des begeisterungsfähigen Publicums jemals in irgend einen Rapport mit ihm setzen könnte. Einzelne exaltirte Schwärmer kann man aber unbedenklich ihrem unschuldigen Gewerbe nachgehen lassen. Die deutsche Welt schließt so viel wunderliche Originale in sich, ohne auseinanderzufallen, daß auch solche noch darin Platz haben.

Wie weit nämlich Dante auf das größere Publicum zu wirken vermag, läßt sich leicht erproben, wenn man vorurtheilsfrei den Eindruck seiner Uebersetzungen beobachtet. Gleichviel, welche man für die beste erklären will, es wird keiner gelingen, einem gewöhnlichen gebildeten Leser auch nur deutlich zu machen, um was es sich eigentlich in dem großen, seltsamen Gedichte handelt. Denn daß es nicht auf die gewöhnlichen Vorstellungen von Hölle, Fegefeuer und Himmel abgesehen sei, bemerkt freilich jeder leicht, aber damit ist nicht viel gewonnen, wenn man nicht zugleich versteht mit welchem Recht und unter welchen Bedingungen diese barocken neuen Gestalten ihm an der Stelle der herkömmlichen aufgedrängt werden. Die Commentare, womit sehr viele unserer Uebersetzungen ausgestattet sind, helfen nur wenig, theils weil sie aus äußeren Gründen ein an sich läßliches Bestreben nach Kürze allzusehr begünstigen, theils weil sie von Voraussetzungen historischer, philosophischer und theologischer Specialkenntnisse ausgehen, welche der Durchschnittsgebildete als zu hoch

gegriffen zurückweisen muß. Vielleicht rührt es zum Theil daher, daß wir mit einer solchen Anzahl Dante-Uebersetzer und Uebersetzungen gesegnet sind und daß jeder Tag neue gebärt, die es aber in der Hauptsache auch nicht besser machen und machen können als ihre Vorgänger. Denn ob ihre Terzinen etwas heller fließen und ob eine kleine sachliche Unrichtigkeit vermieden ist, scheint uns sehr gleichgültig zu sein. Die Hauptsache bleibt, daß man Dante nur für den übersehen kann, der durch exklusive Bildung und Studien befähigt ist, ihn auch im Original zu verstehen, womit nicht gerade gesagt sein soll, daß ein solcher keiner Uebersetzung bedarf. —

Dem entsprechend ist auch das Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft auf einen beschränkten Kreis von Fachgenossen verwiesen und sein Inhalt spiegelt ebenso sehr die Mannigfaltigkeit der gelehrten Thätigkeit auf dieser umfriedeten Insel wissenschaftlicher und künstlerischer Forschung ab, wie ihre Exklusivität. Daß wir den bedeutendsten Vertretern der deutschen Dante-Studien hier wieder begegnen, läßt sich erwarten. Die altbewährten Namen eines Witte, Böschel, Philalethes, A. von Neumont reihen sich an die jungen von Paur, Wegele, Ed. Böhmmer u. s. w. Aber fast ausnahmslos tragen alle ihre Arbeiten einen specifisch gelehrten Charakter. Es sind meist Einzeluntersuchungen, bestimmt irgend einen der vielen Punkte in dem Leben des Dichters, in der innern Geschichte der Zeit, in dem biographischen Material der von ihm poetisch verwandten realen Personen, oder auch das Verständniß des sprachlichen und formalen Ausdrucks von der rein philologischen Seite her aufzuhellen, natürlich von dem verschiedensten Werthe an sich und nach dem Maße des geleisteten, alle aber nur dem von Nutzen, der sich das Studium Dante's zu einer philologischen Aufgabe gemacht hat. Es liegt darin für jeden Unbefangenen eine Art von bescheidener Resignation, die möglicherweise freilich nicht mit dem Glauben dieser gelehrten und gewissenhaften Forscher und Kenner harmoniren dürfte. Denn daß auch sie so gut wie jeder andere, der seine beste Geisteskraft liebevoll einer Aufgabe dienlich macht, die unmittelbare Tragweite ihres Thuns zu überschätzen geneigt und in gewissem Sinne berechtigt sind, versteht sich von selbst.

Nur eine einzige der hundert aneinander gereihten Abhandlungen steht auf einem an sich schon höheren oder freieren Standpunkt und bietet deshalb auch deutlichere und begreiflichere Handhaben zur Vermittelung mit den allgemein verständlicheren großen Interessen unseres gegenwärtigen Geisteslebens. Es ist dies die auch an äußerem Umfange bedeutendste Studie des vorliegenden Bandes, Abegg's Untersuchungen über die Idee der Gerechtigkeit und Strafe bei Dante. In der beinahe zu einer Weltliteratur ausgedehnten Masse deutscher, italienischer, französischer Forschungen über den Centraldichter des mittelalterlichen Geistes ist natürlich auch dieses Thema ernst und gründlich berücksichtigt worden. Es genügt allein schon, auf die Citate zu verweisen, die der Verfasser dieses eben genannten Aufsatzes aus dem reichen Material seiner Vorgänger anzuführen vermocht hat. Aber die Frage ist hier von einer neuen und wie uns dünkt, fruchtbareren Seite her angegriffen, im Zusammenhange mit der allgemein culturgeschichtlichen oder philosophischen Entwicklung der Grundideen des Strafrechts. Wenn man den mittelalterlichen Dichter, wie es seine Verehrer und Kenner aus naheliegenden Gründen zu thun pflegen, auch zu dem Canon des menschlichen Bewußtseins in dem Gebiete des Rechts zu stempeln sich bemüht und wenn man, was damit aufs engste zusammenhängt, die wissenschaftlichen

Theorien seiner Zeit, wie sie die Scholastiker ausgeführt haben, mit seiner Gedanken-Substanz identificirt, so liegt darin eine *petitio principii*, welche ihren Urhebern wohl entgehen mag, aber von Andern bemerkt und gerügt werden darf. Ebenso wenig wird der gleichfalls nicht selten eingeschlagene Weg zum Ziel führen, Dantes Grundanschauungen hier und auf anderen Gebieten des Denkens unmittelbar in denen eines späteren Durchschnitts des geistigen Lebens, etwa des zufälligen heutigen, der schon morgen ein gestriger und damit überwundener sein wird, zu messen und abzuschätzen. In dem ersten Falle muß nothwendig eine einseitige Ueberschätzung resultiren, die manchmal bis zu verstockter Geringschätzung gegen das Recht und die Nothwendigkeit des geistigen Fortschrittes in der Geschichte führt, in dem zweiten eine ebenso unzureichende Ueberhebung eines doch auch nur relativ und zeitweilig berechtigten Standpunkts der Anschauung über einen anderen, welcher nur dadurch in wirklichem Nachtheil gegen den von heute steht, daß er sich nicht mit der Stimme des Lebens und der unmittelbaren Wirklichkeit vertheidigen kann. Im höhern Sinn historisch berechtigt ist weder das eine noch das andere, und eben deshalb, weil sich, wie die That zeigt, noch ein höherer und berechtigterer Standpunkt gewinnen läßt, erregt die angeführte Abhandlung besonderes Interesse, das weit über den Kreis der Dantisten hinausreicht.

Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt. Herausg. von Otto Jahn. Mit Voigts Bildniß. Leipzig, S. Hirzel, 1868.

Diese neue Sammlung von Goethebriefen enthält zunächst eine ausgeführte Lebensskizze des weimarischen Ministers von Voigt durch den Herausgeber, eine dankenswerthe Arbeit, welche uns Bedeutung, Charakter und Familienleben eines der trefflichsten Beamten aus der Blüthezeit Weimars verständlich macht. Wer Voigt nicht kennt, versteht das Weimar Carl Augusts nicht völlig. Voigt war der erste Beamte des Musenstaates, genau ein Mann, wie dieser Herzog und die Dichter ihn brauchten. In dem kleinen Staat mit großen Geistern, unter hohen Ansprüchen und scharfem Charakter, zwischen enthusiastischen Plänen und herben Enttäuschungen, in einer poetisch so großen und politisch so unglücklichen Zeit stand Voigt als feingebildeter Mann mit poetischen und wissenschaftlichen Bedürfnissen, voll Empfänglichkeit und Verehrung, zugleich als ein höchst praktischer, gewissenhafter, gesetzkundiger Arbeiter von fast unerschöpflicher Arbeitskraft; er war der Vertraute und Rathgeber aller, des Herzogs Carl August, wenn dieser einmal mit Goethe grollte, Goethes, wenn dieser die Bedenken, welche er in Bezug auf seinen gnädigen Herrn hegte, dem Papier anzuvertrauen sich enthielt, Schillers, dem Voigt das zur Erwerbung des Reichsadels nöthige Curriculum vitae verfertigte und sein neues Wappen insinuirte, ebenso Herders, Wielands, der fürstlichen Frauen, der Hofleute, aller Welt. Denn er war milde und von freundlichem Herzen, sehr dienstfertig und sehr klug, er war auch aus dem bürgerlichen Beamtenthume heraufgekommen und war fügsam, wo ihm das sein eheliches Gewissen erlaubte. — Er, der Thüringer (geboren 1743), war zwar älter als Goethe, aber er hatte langsam seine reguläre Laufbahn im herzoglichen Dienst gemacht und war noch Subaltern, als Goethes Gestirn so glänzend in Weimar aufging, die Correspondenz Goethes war anfänglich nur geschäftlich und nicht ohne freundliche Herablassung, sie wurde allmählich, als Voigt heraufkam, sehr achtungsvoll und freundschaftlich, und es bestanden ein festes Vertrauen und die intimste Verbindung zwischen beiden sehr verschiedenen Männern bis zum Todestage Voigts (22. März 1819).

Die vorliegende Sammlung aus dem Nachlasse der voigtischen Familie mit

größter Sorgfalt zusammengestellt, enthält nach Voigts Biographie in 248 Nummern die vorhandenen Briefe Goethes an Voigt mit einem Schatz von orientirenden Anmerkungen. Sie führt zumeist in die amtliche Thätigkeit Goethes ein: das Bergwerk von Ilmenau, Landesculturen, Universität Jena, Bibliothek und Sammlungen, das Theater. Da Voigt in diesen Beziehungen fast immer mehr gibt als empfängt, vermissen wir zuweilen mit Bedauern seine Antworten. Ein Anhang enthält Gedichte von Voigt und eine Reihe sehr interessanter kleiner Actenstücke, darunter Theateracten aus dem wichtigen Jahre 1808, wo ein Bruch zwischen Goethe und Karl August wohl zumeist durch den treuen Voigt verhindert wurde, zuletzt Briefe Goethes an Karl August.

Die Sammlung ist als biographische Quelle für die große Zeit des weimariſchen Kreises von Wichtigkeit; die Einrichtung und Ausstattung so, wie wir von einem Verleger erwarten dürfen, der in der Goetheliteratur selbst eine große Autorität ist.

Einladung zum dritten deutschen Journalistentage.

Zu der am 17. und 18. Mai c. in Berlin (Arnim's Hotel) stattfindenden Versammlung des dritten Deutschen Journalistentages werden die Redacteurs, Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger aller in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften (§§ 4 und 5 der Statuten des Journalistentages) hierdurch eingeladen.

Anmeldungen derjenigen deutschen Zeitungen und Zeitschriften, die bisher noch nicht im Journalistentage vertreten waren, sowie der älteren Mitglieder desselben, werden bis zum Vorabend der ersten Versammlung bei dem Comité des Vorortes (unter der Adresse der Redaction der Voss'schen Zeitung) erbeten.

Das Anmelde-Bureau wird am Vorabend der ersten Versammlung in Arnim's Hotel, Unter den Linden 44, von 5 Uhr Nachmittags ab eröffnet sein, wo auch die Beiträge der vertretenen Zeitungen und Zeitschriften (§ 6 der Statuten) erhoben werden. Um 8 Uhr Abends werden sich dort die Mitglieder zu einer Vorbesprechung versammeln.

Tagesordnung:

- 1) Bericht des Vorortes.
- 2) Conſtituirung des Bureau (§ 7 der Statuten).
- 3) Zeitungs-Telegraphenwesen.
- 4) Zeitungs-Inseratenwesen.
- 5) Geistiges Eigenthum der Zeitungen und Zeitschriften.
- 6) Altersversorgung der Journalisten.

Anderer Gegenstände, die auf die Tagesordnung gebracht werden sollen, bedürfen (§ 11 der Statuten) der Unterstützung durch die Vertreter von fünf Zeitungen oder Zeitschriften.

Für den 19. Mai ist eine gemeinschaftliche Excursion des Journalistentages in Aussicht gestellt.

Berlin, den 17. April 1868.

Der Vorort des Deutschen Journalistentages.

Verantwortliche Redacteurs: Gustav Freytag u. Julius Gildardt.

Berlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Begler in Leipzig.

Ein politischer Prophet vom März 1815.

Unmittelbar nach der Juli-Revolution in den Jahren 1830 und 1831 wurde der erste Theil des „Briefwechsels zweier Deutschen“ von dem Schwaben Paul Pfizer geschrieben und herausgegeben. Zum erstenmal wurde hier die preußische Hegemonie, die Wiedergeburt und Einigung Deutschlands in und durch Preußen, öffentlich als nationales Programm verkündigt. Kurz darauf erschien, in gleichem Sinne gehalten, der bekannte Aufsatz von W. Schulz in Kottek's Annalen; und selbst Edgar Quinet, der damals Deutschland bereiste, verkündigte nach seiner Rückkehr den Franzosen, er habe den Eindruck gewonnen, binnen Kurzem würden sich die kleinen schwachen Staaten um das starke disciplinirte Preußen, als den Kern und Führer der Nation, schaaren. In der Zeit freilich irrte Quinet. In Deutschland eilte man sich etwas langsam. Preußen hat 1831 sowohl wie 1849 den günstigen Moment versäumt, um erst Jahrzehnte später in seinen nationalen Beruf einzutreten.

Jenen öffentlichen Kundgebungen ging jedoch der stille Gedanke einzelner Patrioten lange voraus. So schrieb schon 1823 der General Frix v. Gaggern eine Denkschrift zu Gunsten des preußisch-deutschen Bundesstaates, die damals nicht veröffentlicht wurde. Das merkwürdigste und älteste Actenstück dieser Art aber ist ein Aufsatz vom März 1815 mit der Ueberschrift: „Was wird uns die Zukunft bringen?“ und dem von Herder entlehnten Motto: „Immer und überall sehen wir, daß die Natur zerstören muß, indem sie wieder aufbauet, daß sie trennen muß, indem sie neu vereint.“

Auf dem wiener Congressse, von welchem der geistreiche Fürst von Ligne sagte, daß er tanze, aber nicht vom Flecke komme („le congrès danse et ne marche pas“), suchte sich damals das legitime Europa von 22jährigem Kreuz und Leiden durch Divertissements zu erholen. Mitten in diesem Meer von Vergnügungen dachte ein junger Offizier über die Zukunft Deutschlands. Der damals 23jährige Dr. Thon, aus einer alt-thüringisch-hessischen Familie stammend, die sich vielfach im Staatsdienste ausgezeichnet hat, hatte als Lüzkower den Krieg von 1813 mitgemacht, war dann in den Dienst

des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar getreten und befand sich als Adjutant desselben vom September 1814 bis zum Mai 1815 auf dem wiener Congreß. Als das Wiedererscheinen Napoleon I. die Erneuerung des Krieges in Aussicht stellte, trat Thon in die preußische Armee ein und machte als Premier-Lieutenant den Krieg von 1815 mit. Der Friede führte ihn in die Heimath zurück. Er trat dort in den weimarischen Civildienst, in welchem er zur Zeit seines Todes (1842) einen höheren Posten in der Finanzverwaltung einnahm. An Gründung, Erhaltung und Fortbildung des Zollvereins hat er sich als Vertreter sämtlicher thüringischen Regierungen wesentliche Verdienste erworben. Im Uebrigen verfloß sein Dasein still und gleichförmig, wie dies bei deutschen Beamten die Regel bildet.

Er schrieb im März 1815 in Wien jenen Aufsatz: „Was wird die Zukunft bringen?“ Zu Lebzeiten des Verfassers ist derselbe nicht zur Oeffentlichkeit gelangt. Nach seinem Tode wurde er zunächst in engern Kreisen mit immer steigendem Interesse gelesen. Denn es ist der Blick eines Propheten, der sich in ihm kundgibt. Es ist nicht eine jener posthumen oder retrospectiven Prophezeiungen, wie sie bei Dichtern beliebt sind. Denn bezüglich der Entstehungszeit und der Authenticität des Manuscripts kann nicht der geringste Zweifel obwalten.

Der Verfasser erkennt klar, daß Deutschland von dem wiener Congreß absolut nichts zu erwarten hat. Ueber die Trübseligkeit der nächsten Zukunft macht er sich nicht die geringste Illusion. Aber diese so schnell auf die begeisterte Theilnahme am Krieg folgende Enttäuschung macht ihn weder zum Revolutionär noch zum Pessimisten. Mit dem warmen Herzen des Patrioten und dem klaren scharfen Auge des Politikers blickt er in die Zukunft. Dort erkennt er deutlich das Herannahen der Ereignisse, welche die nationale Wiedergeburt Deutschlands herbeiführen.

Wenn wir die Denkschrift des jugendlichen Lieutenants vergleichen mit den Publicationen, Programmen und Vorschlägen, welche zu derselben Zeit ausgingen von gewiegten Politikern und ergrauten Männern, die seit langer Zeit schon mitten in den Geschäften oder gar an deren Spitze standen, so erstaunen wir, wie sehr der Lieutenant die Staatsmänner an Klarheit, Schärfe, Präcision, an Ganzheit und Einheit des Willens und der Weltanschauung, an richtiger Erkenntniß und Würdigung des Grundgesetzes der historischen Entwicklung unserer Nation übertrifft.

Vergleichen wir aber erst die Denkschrift mit den Aeußerungen der damaligen politischen Tagesliteratur, mit ihrer Unklarheit und Sentimentalität, ihrem einsichts- und thatenlosen Groll, ihrer doctrinären Verbissenheit, ihrem nihilistischen Pessimismus, ihrer romantischen Schwärmerei für kindische Aeußerlichkeiten, so steigt der Verfasser noch weit mehr in unserer Achtung.

Die nächsten Verwandten des verdienstvollen Mannes haben unter dem Titel: „Aus den Papieren eines Verstorbenen“, einen Abdruck der Abhandlung veranstaltet, welcher sich jedoch nicht im Buchhandel befindet. Wir können nicht umhin, im Nachfolgenden einige Mittheilungen daraus zu machen und sie mit Anmerkungen zu begleiten.

Möge der kluge, klare und tapfere Mann auch der Gegenwart noch als Lehrer dienen. Denn seine Worte treffen manchmal mit solcher Schärfe den faulen Fleck, als wären sie heute geschrieben.

Aus den einleitenden Bemerkungen der Denkschrift heben wir folgendes hervor:

„Von so vielen Seiten hört man jetzt sagen: „aus Deutschland wird wieder nichts; es kann nichts aus ihm werden!“ Und warum kann denn nichts aus ihm werden? Ist unser Vaterland denn verdammt, nie ein Ganzes zu sein, sind wir es denn, nie ein Volk, ein großes deutsches zu bilden? —

Sehen wir die andern Staaten Europas an, die eines Ursprungs mit uns sind, England, Frankreich, Spanien, Scandinavien (Italien ist gleich uns noch zurück), sie alle waren früher getheilt, sie alle haben sich aus dieser Theilung herausgearbeitet zu einem Ganzen; Scandinavien noch in neuester Zeit. Und wir sollten nicht gleiches Schicksal mit ihnen haben? — Betrachten wir aber die Art ihrer Gestaltung zu einem Ganzen, und wir sehen, wie die kleinen, einzelnen Staaten, die sich in diesen Ländern gebildet hatten, nach manchem Wechsel der Zeit zuerst in größere Massen zusammenfielen und wie diese später ein Ganzes wurden. Deutschland steht nun, Dank sei es der französischen Staatsumwälzung und Napoleon Bonaparte! auch da in Massen gesondert, — uns bleibt noch der letzte Schritt zu thun übrig, in ein Ganzes*) überzugehen.

Gewiß ist es recht und löblich, daß wir das Alte, was wir von den Vätern ererbten, in Ehren halten, und haben wirs verloren, es wieder zu erlangen trachten und dem Neuen nicht anhängen und ihm huldigen, so lange das Alte noch tüchtig und gut ist; wenn das Alte aber nicht mehr passen will, wenn es der Zeit und uns abgestorben ist, ja wenn schon früher und schon längst der innere Geist und jedes kräftige Leben von ihm gemichen, oder

*) Dieses historische Gesetz der vorherigen Bildung größerer Massen, als Uebergang zur Einheit, das der Verfasser der Denkschrift im einzelnen nachweist, ist auch die beste Widerlegung des particularistischen Wehklagens über die „Dreitheilung Deutschlands“, das jetzt, sonderbarer Weise gerade von den nämlichen Leuten angestimmt wird, die von 1860–1866 für die „Trias“ geschwärmelt haben. Wenn es auch augenblicklich eine norddeutsche und eine süddeutsche Masse gibt, so zieht doch nach unabänderlichen Naturgesetzen die größere und kräftigere die kleinere und schwächere an. Und gerade das — nicht die „Dreitheilung“ — ist die Ursache des Schmerzensschreies der Particularisten.

wohl gar nie in ihm aufgegangen war, dann sollen wir auch nicht länger mehr kindisch und weinerlich an der alten, todten Form hängen, sondern lieber, den ursprünglichen Geist wieder auffassend und ihn mit einem jugendlich kräftigen Körper vermählend, etwas Gutes, Tüchtiges, Neues zu Tage fördern.“

Der Verfasser wirft dann einen Rückblick auf die deutsche Kaisergeschichte, den er mit folgenden Bemerkungen schließt: „Die Kaiser, die durch ein Zusammentreffen von Umständen Deutschland bald nur noch aus dem Hause Habsburg erhielt, strebten nur nach Vermehrung ihrer Hausmacht; da sie im Reiche und durch das Reich nicht mehr mächtig waren, so wurden ihre Verhältnisse gegen das Ausland immer verwickelter, gegen innen aber immer loser und unhaltbarer; dabei nahmen aber die Mißbräuche und die Ausartung des Pfaffenthums mehr und mehr überhand; die Kaiser hingen ihm fortdauernd streng an, weil sie, nur im Süden noch einheimisch, und durch das dort herrschende Priestertum befangen, den nach etwas anderem und zeitgemäherem strebenden Norden nicht zu verstehen vermochten. So entstand die Reformation und mit ihr Deutschlands unverkennbare Trennung und entschiedene Entfernung von aller Einheit. Der westphälische Friede trennte auffallend den evangelisch gewordenen Norden vom katholisch gebliebenen Süden. Im Norden von Deutschland entstand überdies später ein neuer Staat — Preußen, der sich der Herrschaft eines Kaisers aus dem Hause Oestreich nicht mehr untergeben konnte und wollte. So hatten zwar die Deutschen dem Namen nach noch ein Haupt und ein Reich, der That nach aber schon lange nicht mehr. Wie sich das in der Folge zu unserer Schmach auswies, das haben wir in der jüngsten Zeit alle erlebt.“

„Darum nun müssen wir die alten Fehler vermeiden und nicht von Neuem herbeiwünschen; das aber würden wir, wenn wir die alte Reichsverfassung*), den Gedanken als möglich angenommen, in diesem Augenblick wieder einzuführen trachteten.

*) Und doch hatte damals die Sehnsucht nach der „alten“ Reichsverfassung, die doch Jahrhunderte lang eine Realität gehabt hatte, noch eher einen Sinn, als die heutige halb greisenhafte, halb jugendlich semmelblonde Schwärmerei nach der „neuen“ Reichsverfassung und ihren, auf zukünftige Einführungsgesetze vertröstenden, doctrinär-professorhaften Grundrechten, von welchen der unwissenden Masse die fabelhaftesten Dinge vorgegaukelt werden. Die 1849er Reichsverfassung hat nie irgend eine Realität gehabt. Sie ist nie mehr gewesen, als ein Stück Papier. Um sie einzuführen, mußten wir Schleswig-Holstein dem Dänen-Könige wiedergeben, die Throne des Kurfürsten, des Georg Rex und des Adolphus Dux wieder aufrichten, und das deutsche Heer auflösen. Alles das kann jemand, der seine fünf Sinne beisammen hat und kein Vaterlandsverräter ist, nicht wollen. Freilich wird manches erläutert durch die Entschuldigung, die uns kürzlich ein „Entschiedenster“ machte: Mit der 1849er Reichsverfassung und den Depossedirten sei es ja überhaupt gar nicht ernst gemeint; das sei ja alles nur Agitationsmittel, in Wirklichkeit wolle man die Föderativrepublik. Ob sich wohl die Depossedirten selbst auch für bloße Herolde der Föderativrepublik halten und in dieser Ueberzeugung der Agitation Geld geben?

Zwei Hauptmächte stehen noch wie sonst da in Deutschland, mit dem Unterschiede, daß die eine, der man die deutsche Kaiserkrone gern wie ehemals geben möchte, Oestreich; innerlich durch den Geist ihrer Regierung, der nicht fortschritt, sondern stehen blieb und erschlaffte, schwächer, die andere aber, Preußen, die man jener unterordnen will, innerlich und äußerlich stärker als je geworden ist. Der Wunsch ist gut und löblich, daß beide Mächte zum Heil Deutschlands innig vereint bleiben und gegen außen und innen nur immer nach einem Ziele hinstreben möchten; aber wer mag glauben, daß dieser Wunsch zur Wirklichkeit werden könne? Wie kann man wännen, daß zwei unabhängige Staaten — und ein schwacher Reichsverband wird sie nicht abhängig von einander machen — je ein und denselben Weg neben einander hingehen würden? Sie werden ihn gehen, so lange es ihr beiderseitiger Vortheil will, sie werden ihn verlassen, sobald sich ihre Ansichten und ihre Interessen theilen; und wie viel liegt zwischen Oestreich und Preußen, das eine solche Theilung vielleicht sehr bald herbeiführen müßte? Es ist an sich unmöglich, daß sich die Staaten anziehen, die Natur will, daß sie sich abstoßen; ein Unglück ist es, daß wir zwei solcher Staaten in Deutschland haben, aber da sie da sind, wird die Natur, unseres Friedens und Heils wegen, keine Ausnahme machen von ihrer ewigen Regel.

Das wären die zwei Hauptmächte in Deutschland, aber was ist aus den reichsunmittelbaren Kurfürsten, Herzögen und Fürsten geworden, die zur Zeit des Reichs schon mächtiger waren, als sie sein sollten? Das sind zum Theil hochfahrende Könige geworden, die sich schämen, deutschen Staaten vorzustehen, und gern unabhängige europäische Mächte zu sein wünschten; oder es sind mit souverainer Macht begabte Großherzöge, Herzöge und Fürsten geworden, die von Unabhängigkeit und eigener Macht geträumt haben, und den süßen, verführenden Traum nicht aufgeben wollen. Wie nun kann man wohl glauben, daß alle diese gut thun würden in einem Reiche, da die einige Kraft fehlt, die sie von obenher zügeln könnte? — Wahrhaftig, ein solches Reich würde schlimmer sein, als keins, da wir immer mehr mit dem heiligen, würdigen Namen „Kaiser und Reich“ würden spielen, und über ihn spötteln lernen, und unwürdiger und unfähiger werden würden als je, künftig einem solchen wieder anzugehören.

Von dem, was auf dem wiener Congreß für Deutschland festgestellt werden wird, wenn wir es für mehr als eine Vorbereitung für die Zukunft ansehen wollen, dürfen wir freilich nicht viel Heil für unser Vaterland erwarten, denn dort war es schon nicht mehr Zeit, ihm eine feste, tüchtige Verfassung zu geben; was früher vielleicht hätte geschehen können; — aber was künftig geschehen kann, und geschehen wird, wenn wir nicht muthlos

werden, und dauernd nach einem Ziele hinarbeiten, das wollen wir, nach unserer Ansicht, in einigen Grundlinien darzulegen uns bemühen.

Nehmen wir an, wie es wahrscheinlich ist, daß die deutschen Staaten ein locker geknüpfter Bund vereinige, ohne Haupt, ohne Gewähr einer kräftigen Zusammenhaltung, und wir erblicken gleich Deutschland in zwei große Hälften getheilt, in die nördliche und in die südliche.

Im Norden von Deutschland, der sich durch die böhmischen und fränkischen Gebirge, den Main*), den Rhein und die Mosel jetzt vom Süden abgrenzt, sehen wir als vorherrschenden Staat — Preußen; ja ziehen wir Hannover ab mit seiner Million Bewohner und mit seinem etwaigem Einfluß auf Oldenburg und die Hansestädte, das zwar jetzt und im Frieden, auf England sich stützend, allerdings ein von Preußen getrenntes und verschiedenes Dasein haben kann, im Kriege aber und bei einer innern, thätlichen Spaltung Deutschlands seiner Natur und Lage nach durchaus, mit oder wider Willen, Preußen sich hingeben muß, rechnen wir also Hannover ab, so er scheint uns schon jetzt Norddeutschland geschlossen und für sich dastehend unter Preußen. Denn mit seinen fast 10 Millionen deutscher Bewohner erstreckt sich dieses von dem Niemen und der Ostsee bis jenseits des Rheins an die Grenzen der Niederlande und Frankreichs, und umfaßt oder begrenzt: Mecklenburg, Sachsen, Hessen-Kassel, Braunschweig, Nassau und andere kleinere Länder mit etwa 4—5 Millionen Einwohner dergestalt, daß es den entschiedensten Einfluß auf diese Staaten gewinnt, die sich ihm nothwendig ganz und auf das innigste anschließen müssen, und namentlich in einem Kriege durchaus keinen andern Willen, als den Preußens haben können**). Mehr aber noch als durch seine Lage und physische Beschaffenheit erscheint uns der Norden von Deutschland stark und kräftig durch die Summe moralischer Kraft***), die sich in ihm entwickelt hat, und durch den Sinn und Geist seiner Regierung.

Wie aber sieht es im Süden von Deutschland aus? Da ist zuerst Oesterreich, ein Staat von einem ungeheuren Umfange, aber zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen. Unter den 28 Millionen Einwohnern, die es zählt, befinden sich kaum 2—3 Millionen Deutscher. Mit dieser Län-

*) Die Mainlinie, die unsere Particularisten für eine Erfindung von 1866 halten, war dem staatsmännischen Auge schon vor dreiundfünfzig Jahren sichtbar.

**) Daß die Dynasten von Hannover, Kurhessen und Nassau diese schon im März 1815 mit solcher Klarheit ausgesprochene Wahrheit verkannten, bewirkte, daß sie ihren Thron verletzten.

***). Es ist zu beklagen, daß der Süden von dieser auf Mannszucht beruhenden Kraft immer noch keinen Begriff zu haben scheint, oder um es richtig auszudrücken: die Masse im Süden, die bei den Zollparlamentswahlen den Ausschlag gegeben hat. Die Feindseligkeit gegen den wirklichen Staat muß zum Uebergange staatlicher Existenz führen.

der- und Völkermasse, die Oestreich Jahrhunderte hindurch auf die und jene Art sich erwarb und zusammenerbte, und die sich nach und nach schichtweise auf beliebige Art rings um das Mutterland ansetzte, hat es sich unbehilflichen Schritts zwar bis auf unsere Zeiten hereingeschleppt, versteht aber nicht mehr, sich in sie hineinzufinden. Sein ganzes Streben geht dahin, was es zusammengebracht hat, nothdürftig zusammenzuhalten, und das erfordert, nebst der Verwaltung seiner trotz allen Reichthums seiner Staaten zerrütteten Finanzen, seine ganze Thätigkeit und alle seine Kraft. Immer preißt es mit viel Gutmüthigkeit seinen Völkern an, wie warm und hübsch es sich unter den schützenden Fittigen seiner mütterlichen Regierung ruhen lasse, das geht aber nur, so lange die Völker noch schweigsam sind und ein ermahnendes Wort sich zu Herzen nehmen; lernen sie erst ihre eigene Kraft fühlen, so werden sie nicht mehr darauf hören, jedes von ihnen geht dann seinen eigenen Weg*).

Was sollen wir nun noch von den andern, wir möchten sagen in physisch und moralisch abnehmender Progression Oestreich sich anschließenden Staaten Süddeutschlands sagen, das nicht oft schon in unsern Tagen gesagt worden wäre? Als die Franzosen bei uns hausten, warfen sie überall Funken des höchsten Verderbnisses aus, damit sie zur Flamme würden und unser Vaterland verzehrten. In dem guten und treuen Sinne des deutschen Volks verlöschten diese Funken, bei den Regierungen Süddeutschlands aber fingen sie Feuer, das auch noch jetzt, nach Verjagung der Brandstifter, fortbrennt. Von Baiern, Würtemberg, Baden und Darmstadt, ist unbezweifelt das erstere das gefährlichste, einmal, weil es das bedeutendste ist, denn es zählt über 4 Millionen Bewohner, und strebt noch nach weit mehr, dann aber auch, weil es unter allen das Böse und Verderbliche aufrichtig will**), und den Ruhm muß man ihm lassen, es fein und sich gleichbleibend durchzuführen versteht. Unter sich sind diese Staaten nicht weiter verbunden, im Gegentheil, sie sind neidisch und eifersüchtig aufeinander***), und der eine möchte sich gern auf Kosten des andern bereichern; sie haben nichts mit einander gemein, als ihr Streben nach souveräner Unabhängigkeit und europäischer Selbständigkeit, und nach allem, was Deutschlands Heil und Wohl untergraben würde, wenn man ihrem Beginnen nicht Schranken zu setzen verstanden sollte. Mit Oestreich aber stehen sie insofern in inniger Verbindung,

*) Diese prophetischen Worte haben sich seit 1866 auf das vollständigste erfüllt. Der Frieden mit Ungarn ist noch nicht definitiv geschlossen. Wäre es aber auch, so bleibt noch die Regulirung mit den Polen und den sonstigen Slaven übrig. Das Calmiringssystem des Fürsten Metternich ist seit 1848 zu Ende, — und ein neues System ist noch nicht erfunden, trotz der Gewandtheit und dem Geist des Herrn von Buß.

**) Das paßt heutzutage nicht mehr. Fürst Hohenlohe ist kein Mongelas.

***) Deshalb hat es mit dem „Südbund“ auch jetzt noch gute Wege.

als dieses aus übel angebrachter Billigkeitsliebe und Gutmüthigkeit, vielleicht auch nur verkehrter oder wenigstens kleinlicher Politik, ihr Dasein beschützt, und schon früher verhinderte, was ihnen, wie billig hätte geschehen sollen, — zerschlagen zu werden.

Bei solcher Gestalt und Beschaffenheit des Nordens und des Südens von Deutschland, kann es dem Unbefangenen nicht schwer fallen, zu unterscheiden, welche von beiden Hälften die kräftigere und stärkere, die der Zeit gewachsenere ist, welcher von beiden es also vorbehalten sei, Deutschland Heil und Rettung und feste Vereinigung zu bringen.

Gelingt es dem noch zu Wien versammelten Congresse, eine nothdürftige Ausgleichung der vermirrten deutschen Verhältnisse auszumitteln und für kurze Zeit Friede und Ruhe zu begründen, so kann das alles nichts sein, als eine gegenseitige Uebereinkunft, für den Augenblick zu ruhen, und sich gegenseitig zu ertragen, um die Kräfte reifen und sich sammeln zu lassen, und sie später im vorhergesehenen Kampfe zu wagen.

In dieser Zeit der Ruhe nun muß Preußen, dem es nun einmal bestimmt ist, Deutschlands Vorseher zu sein, sich an der Spitze des ganzen Nordens und mit ihm würdig zu dem hohen Berufe vorbereiten, des gesammten Deutschlands kräftiger Erretter und Befreier zu werden, es zu einem großen Reiche zu vereinen.

Seit längerer Zeit schon, seit seinem frühern Kriege mit Frankreich, der, so unglücklich er auch geführt worden sein mochte, Preußens glückliche Wiedergeburt vorbereitete und veranlaßte, ließ sich dieses in der Regierung seiner Staaten von freien, seiner würdigen Grundsätzen leiten. Wo diese Grundsätze, verbunden mit dem erregten Volkssinn für Freiheit und Vaterland, das Unglaubliche wirkten, das war, wie wir alle gesehen haben, bei dem Heere!

Möge Preußen nun auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen, und nicht stehen bleiben und wäghen, es habe mit der Wiedererlangung seines frühern Umfangs und seiner alten Kräfte, auch den Punkt erreicht, wo es ruhen könne. Manches ist geschehen, aber vieles, das Meiste ist noch zu thun übrig. Die Tüchtigsten und Besten im Volke sind davon überzeugt, und erklären freimüthig, was noch gethan, wohin noch gewirkt werden müsse. Möge die Regierung ihre Stimme nicht überhören, sondern im Einverständnisse handeln mit dem vernünftigen Willen des Volkes, und so beide, Regierung und Volk, vereint, nach ein und demselben Ziele hinarbeiten. Deshalb muß in Preußen, wie wir auch hoffen, daß geschehen wird, eine freie, eines freien Volks würdige Verfassung eingeführt werden. *)

*) Das ist leider einige Jahrzehnte zu spät geschehen.

Versäumt darf aber auch nicht werden, in dieser Zeit der Ruhe den ganzen Norden Deutschlands innigst mit Preußen zu verbinden, nicht durch soldatische Gewalt und einseitiges, nur Erbitterung erregendes Umsich- und Ansichgreifen, sondern dadurch, daß man die öffentliche Meinung für sich gewinne, und das Volk wie die Fürsten mehr und mehr überzeuge, daß nur mit und unter Preußen Heil für Deutschland zu erwarten sei, und indem Preußen mit guten, überall wünschenswerthen Staatseinrichtungen dem übrigen Deutschland vorangeht. Nicht den Norden bloß, sondern auch das Volk im Süden wird Preußen dadurch für sich gewinnen, und viel für die Zukunft vorbereiten. Preußen hat aber allerdings Noth, Deutschland von der Reinheit seiner Grundsätze und der Uneigennützigkeit seines Willens zu überzeugen, denn noch glaubt man viel in Deutschland, das alte Preußen vor sich zu sehen, wie es zu Ende des vorigen Jahrhunderts war, und manche Regierungen finden sich natürlich nicht bewogen, dem Volke diesen Glauben zu nehmen, sondern suchen ihn wohl eher noch zu verbreiten. *)

Hat sich Preußen nun in den Tagen des Friedens so auf die des Kampfes vorbereitet, so braucht es diesen auf keine Art mehr zu fürchten. Bei gegebener Gelegenheit, und die wird nicht ausbleiben, suche es sich dann zuerst des ganzen Nordens, auch Hannovers zu versichern, und erkläre sich hierauf frei und laut als der Verfechter deutscher Freiheit und der Wiederhersteller eines einigten Deutschlands, es rufe das Volk vom Norden und vom Süden auf, und es wird sicherlich aufstehen und sich mit ihm vereinigen. Der König von Preußen erkläre sich zum deutschen Kaiser und zum alleinigen Haupte eines deutschen Reichs. Ein Kampf wird freilich beginnen, aber zweifelhaft kann sein Ausgang nicht sein. Was und wie viel er herbeiführen wie weit er gehen kann, bleibt freilich ungewiß, aber eher darf er auf keinen Fall enden, bis nicht wenigstens die Regierungen Süddeutschlands gestürzt, die mächtigen Staaten Deutschlands zerschlagen, und sowohl Oestreich, als auch England**) genöthigt worden sind, jedem Einflusse auf Deutschland zu entsagen, und ferner in keiner Gemeinschaft mehr mit ihm zu stehen.

Deutsche Fürsten können dann nach wie vor unter Kaiser und Reich bestehen, weil sie einmal da sind, und es nicht gut ist, alles und alles auf einmal zu verdrängen; keine Könige aber darf es mehr in Deutschland geben, denn der Name thut auch etwas zur Sache, und ein König will unabhängig sein, aber alle deutschen Fürsten müssen abhängig sein von Kaiser und Reich,

*) Man vergleiche die Wahlmanifeste der württembergischen Coalition der legitimistischen Particularisten, der revolutionären Republikaner und der staatsfeindlichen Ultramontanen, die im März 1868 durch königlich württembergische Staatsbeamte unter der Regide des Herrn von Barmbüler colportirt wurden.

**) Bezog sich auf das damalige englische Regiment in Hannover, — ist jetzt erledigt.

und das im strengsten Sinne des Worts. Keiner von ihnen darf mehr mächtig genug sein oder werden können, um für sich bestehen oder Fremden sich anschließen zu wollen. Auch die Möglichkeit hierzu muß ihm benommen sein, deswegen darf er nicht über mehr als höchstens 500,000 (?) Unterthanen gebieten, und seine Staaten auch nicht durch Erbschaft oder sonst vergrößern können. Stirbt ein Fürstenhaus aus, so erbt Kaiser und Reich. In Deutschland darf dann nur ein Herr und eine Reichsverfassung sein, die allein vom Kaiser ausgeht; ihm muß das alleinige Recht zustehen, mit dem Auslande zu unterhandeln, die übrigen Fürsten dürfen weder Gesandte bei auswärtigen Mächten halten, noch solche von ihnen annehmen. Eine ständische Verfassung muß ferner nach einem Grundsatz durch das ganze deutsche Reich gehen, ebenso ein Handel und Wandel und mit der Zeit ein Gesetzbuch. Das wären ungefähre Grundzüge, nach denen ein deutsches Reich in der Wirklichkeit frei und mächtig bestehen könnte.

Ehorheit ist es zu glauben,*) wie man wohl hin und wieder hört, daß Europa solche Schritte nicht zulassen könne und werde, daß das Gleichgewichtssystem aller Staaten darunter leide; wo hat wohl je noch irgend eine Macht der Erde einem freien Volke in dem Schranken setzen können, was es bei sich in seinem Lande gewollt hat? Haben wir nicht in Frankreich das neueste Beispiel in seiner Revolution, was ein Volk kann, wenn es bestimmt und kräftig will? Und sollte Deutschland weniger vermögen? Gegen Frankreich hat ganz Europa gestanden und nichts vermocht, ganz Europa möge auch gegen Deutschland in die Schranken treten: wenn wir muthig sind und uns nicht fürchten, kann das nur dienen, unsern Triumph zu vergrößern, und früher zu erreichen, wonach wir nicht aufhören dürfen zu streben.

Man ist zu weit gegangen, als daß man zurückgehen oder stehen bleiben könne, auf die eine oder die andere Art muß etwas geschehen, und diese andere Art heißt vielleicht: — — Revolution**). Ihre Greuel und Verwüstungen mögen fürchterlich sein für die Gegenwart; die Geschichte aber und das Leben eines Volkes geht über sie hinweg und durch sie hindurch, und ruht und blüht auf ihren Folgen und Trümmern.

Was aber auch und wie es geschehen möge, so sollen sich doch immer und auf jeden Fall die Bessern in allen deutschen Landen zu vereinigen suchen, und gemeinsam für des Vaterlandes Wohl sorgen und arbeiten, damit etwas

*) Heutzutage doppelt und dreifach wahr, so sehr man auch in Hiesing blind sein mag.

***) Dieser salto mortale, der bei der herrschenden Begriffsverwirrung wahrscheinlich nur zur äußersten Reaction geführt hätte, ist uns glücklicherweise erspart worden, und zwar durch die Ereignisse von 1866. Die Revolutionsgelüste der particularistischen Demokratie und des depostulirten Legitimus sind, trotz der reichlichen und zugänglichen Rasse des letzteren, nicht gefährlich.

Gutes und Tüchtiges aus ihm werde, und es nicht mehr den Nachbarn und sich selbst zu Schande und Spott dastehe!"

So schrieb ein deutscher Offizier im Jahr 1815.

Ein Leben Jesu vom Standpunkt moderner Religiosität.

Indem unter diesem Titel eine literarische Novität eingeführt wird, könnte man denken, ein solches Leben Jesu sei schon mehr dagewesen. Aber Schleiermacher, Hase, Schenkel u. s. w. repräsentiren doch nicht eigentlich das, was unter der obigen Aufschrift zu verstehen wäre. Schleiermacher hat mit seinem Christusbilde zu sehr eine spezifische Form der Frömmigkeit, die Herrnhutische vertreten; Hase ist zu sehr Aesthetiker, um den vollen Brustton der Phrase zu besitzen; Schenkel hat mit seinem Charakterbild Jesu den praktisch agitatorischen Zweck einer Hinaufhebung der Gemeindefirche zu dem eigenen geläuterten Standpunkt verbunden. Im vorliegenden Falle dagegen handelt es sich um ein Unternehmen, dessen Motiv die Religiosität mit all ihren Bedürfnissen in der jetzigen gebildeten Welt ist, die Religiosität, frei von Säkung und Kirche wie von jeder Parteistellung und jeder Absicht auf eine praktische, das Kirchenwesen berührende Wirksamkeit, einzig durch ihre eigenen Lebensgesetze gebunden. Diese markirte Richtung ist ausgeprägt in dem im vorigen Jahre erschienenen ersten Bande der:

Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volks frei untersucht und erzählt v. Dr. Theodor Keim. Zürich 1867.

Die Frage, um deren Beantwortung es sich zunächst handeln wird, ist die, wie sich bei Keims Standpunkt, den wir zum voraus als den der modernen Religiosität charakterisirt haben, die Lösung seiner Aufgabe gestalten werde?

Gewiß im Sinne der großen Mehrzahl der Gebildeten hat Karl Zittel in der badischen Generalsynode das Bekenntniß ausgesprochen: er halte Strauß für den größten Kritiker, stehe ihm aber im Punkte des Glaubens diametral gegenüber. Es wird nichts ins Gewissen geschoben sein, wenn wir dem Verfasser aus seinem Buche ungefähr das gleiche Glaubensbekenntniß nachweisen. Es dient wesentlich zur Charakteristik des dem Dogma und der Philosophie gleich abholden, gegen alle großen und kleinen Thatsachen des Glaubens kritischen, aber gegen die eine Urthatsache seines Cultus gläubigen modernen Christenthums, das Verhalten und die Stellung unseres Verfassers gegen den Vertreter der wissenschaftlichen Kritik zu verfolgen. Wie es nicht anders sein kann, muß in dem negativen Theile der kritischen Arbeit bei aller selbständigen Durchforschung des Stoffes die Uebereinstimmung mit dem Vorgänger